

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

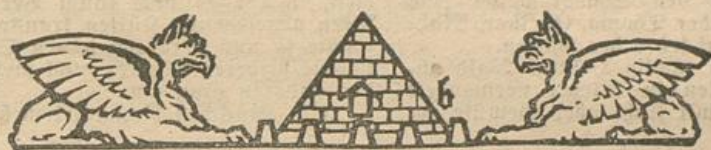
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926

12.12.1926 (No. 50)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No 50



12. Dez. 1926

Hilde Thoma / Die Glasbläser.

Ein ausgestorbenes Gewerbe unserer Schwarzwaldheimat.

Wenn wir die Landstraße benutzen, die vom Feldbergerhof zum Titisee führt und bei der Posthaltestelle am Adler einen letzten, scheidenden Blick auf das liebliche Bärenthal mit dem Feldberg werfen, dann rechts in den Wald abzweigen, so haben wir nach kurzer Wanderung die beiden Dörfer Alt- und Neuglashütten erreicht.

Glashütte? Sollte hier eine Glashütte gelegen haben, hier oben so hoch auf den Bergen, mitten im Walde? Diese Gegend hatte für mich als Kind einen geheimnisvollen Reiz gehabt, da ich einmal ein altes Bild einer Schwarzwälder Glashütte gesehen hatte, unter deren rötlichen, geschwärtzten Dach Männer in einer seltsamen Kleidung rotglühende Gläser an langen Pfeifen auf und ab schlangen.

Alt- und Neuglashütten sind jedoch nicht die einzigen Namen, die uns an dies ausgestorbene, beinahe sagenhaft gewordene Gewerbe erinnern. Noch eine ganze Anzahl von Ortschaften, Zinken oder Waldbezirken führen die gleiche oder eine ähnliche Bezeichnung. Schon allein durch diese Tatsache können wir annehmen, daß die Glasfabrikation einst hier ein blühendes Gewerbe gewesen sein muß, das sich nahezu über den ganzen Schwarzwald ausbreitet hatte.

Im ausgehenden Mittelalter waren die höher gelegenen Teile des südlichen Schwarzwaldes fast ausschließlich in dem Besitz einzelner weniger großer Grundherrschaften. Deren Verdienst ist es gewesen, den herumziehenden Glaser in ihren Waldungen sesshaft gemacht zu haben, und zwar etwa zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Weniger mag dabei der Wunsch mitgesprochen haben, ein selbständiges Gewerbe ins Leben zu rufen, als sich eine regelmäßige Einnahmequelle aus ihren Wäldern zu sichern. Wo Wasserströme das Bergland durchschneiden, da ließ sich das Holz allerdings auf eine einfachere Weise verwerthen; man transportierte es auf dem Wasserweg nach einem günstigeren Markte zum Verkauf, und den ganzen Rhein entlang, von Straßburg bis Holland, war der stämmige Schwarzwälder Schifferknecht bekannt geworden durch sein gutes Holz, das er Jahr für Jahr flußabwärts verfloßte. Reichlich sahen die Besitzer der höher gelegenen Waldungen, denen ein so günstiger Abfuhrweg fehlte, auf die klingende Münze, die die Flößer in das Land brachten, wenn sie von ihren Holzverkäufen zurückkehrten.

Man suchte nach der Möglichkeit einer anderen Holzverwertung, oder was fast noch besser schien, nach einer schnelleren Erschließung der damals noch nutzlosen und als kulturfeindlich angesehenen Waldungen. Vielleicht waren die Fürstenberger von ihren böhmischen Vetteren, in deren Forsten Glasbläser schon seit langem heimisch waren, beeinflusst worden, auch ihre Waldungen an ein paar Glasbläser zu verpachten. Sie hielten es „für das aller Nützlichste“, wie es in einer alten Urkunde heißt, „ein Glashütten zu erbauen, damit die Wälder würden eröffnet und wolden dann ein heu oder haderfeld ergeben.“ Ähnliche Erwägungen finden wir auch in einer St. Blasischen Urkunde jener Zeit, „da wo die abfuhr gar ditzil sei, da pante man am besten ein Glashütten, so wird das Holz genutz und trägt außerdem noch zins ein.“ Fast zu gleicher Zeit legten die Mönche St. Blasien und St. Peter und die Fürstenbergische Regierung Glashütten in ihren Bergwäldern an. Suchte man jedoch eine Hütte ins Tal zu verlegen, so erhob sich ein scharfer Protest der Flößer, die die

Konkurrenz fürchteten, und eine Glashütte im Tal vermochte sich erst in einer Zeit zu halten, als die Bedeutung der Flößerei gesunken war.

In einer anschaulichen Weise hat Wilhelm Hauff in seiner Sage „Das kalte Herz“ den Konkurrenzkampf dieser beiden alten Gewerbe zu verewenden gewußt. Rob und kräftig, derb und raufmützig schildert er die Schifferknechte, von kleinerer Gestalt, fröhlich und immer zu Festen aufgeleget die Glasmänner. Was weiß nun die Geschichte von dem Glasbläser des Schwarzwaldes zu erzählen?

Seine wirtschaftliche Stellung läßt sich nicht ohne weiteres in das Schema der mittelalterlichen Arbeitsform einfügen. Weder Zunft- noch Fronhofzwang engten die Meister ein. Ihr stolzestes, ihr erstes Recht war die damals so seltene Freizügigkeit. Frei zog der Glasmann durch die Wälder und suchte sich die Herrschaft aus, die ihm unter den günstigsten Bedingungen ihren Wald verpachtete. Im Lauf der Zeit war es üblich geworden, daß sich jeweils 10 Meister zu einem Vertrage zusammenfanden und sich gemeinsam einen Ofen erbauten. Sonst aber blieben die zehn völlig selbständig; jeder hatte seinen eigenen Platz am Ofen, der ihm allein gehörte und wo er mit seinen Gesellen und Lehrbuben aus eigenem Material wunderliche Formen aus der zähen flüssigen Masse blies. Arbeitsteilung unter den Meistern gab es nicht. Von der einfachen Flasche aus gewöhnlichem grünen Apotheker- glas bis zum kostbaren Kristallfisch blies, schloß und polierte der einzelne Meister mit seinen Gehilfen sein Glas; einige Stücke wurden mitunter von der geschickten Hand seiner Frau oder von einer seiner Töchter mit bunten Emaillefarben bemalt. Einige Male ist es auch vorgekommen, daß Meister, die eine besondere Geschicklichkeit im Schleifen oder Malen hatten, das Glasblasen aufgaben, um sich allein der Schleifkunst zu widmen. Ein besonders begabter Künstler dieser Art soll ein gewisser Hans Thoma gewesen sein. Spiegelhalber, der Sammler von Schwarzwaldkunst in Lengkirch, erzählte mir, daß die schönsten seiner Gläser von diesem Manne geschliffen worden sind. Es sind dies recht wertvolle Ueberjanngläser, prachtvoll geschliffene Brautkessel und Glasdojen. Sehr originell sind auch ein paar Schnapsbutteln dieser Sammlung, die in der absonderlichen Form irgend eines Tieres geblasen sind. Solche wertvollere Gläser stellten unsere Schwarzwälder Meister jedoch selten her, und meist waren es dann wohl nur eine Art Meisterstück oder ein Liebesgeschenk des jungen Glasbläfers an sein Mädchen; aber im Gegensatz zu weniger kostbaren Gläsern wurden diese Arbeiten als Rarität im Schwarzwaldhause aufbewahrt und sind uns so erhalten geblieben. In großen Mengen wurde Flaschenglas für die verschiedensten Zwecke hergestellt; einige Hütten wieder warfen sich nur auf die Fenster Scheibenfabrikation; zum Beispiel sahen eine Hütte in der Nähe von Mespkirch nur dazu angeleget worden zu sein, um Scheiben für einen Neubau des Klosters Salem zu verfertigen. Hier ist noch ein eigenartiger Gegenstand der Schwarzwälder Hausfrau anzuführen: das Bügelfläschlein, das mit heißem Wasser oder mit heißen Steinen gefüllt zum Plätten verwendet wurde.

Das Schwarzwälder Glas ist leicht zu erkennen und zu unterscheiden von dem anderer Gegenden, da es immer etwas trüb und unrein ist und fast regelmäßig ein paar ungeschmolzene Stückchen Quarz enthält.

Nachdem sich das Gewerbe einmal eingebürgert hatte, war die Fabrikation bald größer geworden als der Bedarf der umliegenden Gegenden, und man mußte neue Absatzquellen zu erschließen suchen; dies geschah durch Glasträger, die auf ihren Krähen die Ware über die Berge hinweg trugen bis in das Rheintal hinein, nach dem Elsaß, nach Württemberg und nach der Schweiz. Die Träger der verschiedenen Hütten vereinigten sich nach einiger Zeit zu großen Händlertgenossenschaften, die überall feste Warenlager und Verkaufsstützpunkte errichteten, und manche der heut bestehenden großen Glas- oder Porzellanengeschäfte in Karlsruhe, Mannheim, Stuttgart, Straßburg und Zürich verdanken ihre Entstehung dem bescheidenen Glasträger (s. B. Kirner, Billinger & Co.). Durch diese tätigen Abnehmer kam allmählich auch eine große Blütezeit für unsere Glashütten. Tag und Nacht brannten die Buchen- und Tannenstämme in dem selbsterbauten Ofen; Tag und Nacht qualmten die Schöte und zeigten dem Wanderer, der auf lichter Höhe stand, daß hier der Glasmann hauste. Gemächlich sammelten sich die Meister einen schönen Reichtum an, oder was sie noch lieber taten, gaben sie einen ordentlichen Batzen Geld aus; denn wie auch die Hauff'sche Sage erzählt, so ist auch in den alten Urkunden zu lesen, daß es auf den Glashütten nie an allerhöchster Kurzwahl mit Kegeln und Spihleut fehlte. Und auch die hohe Obrigkeit sah sich ab und zu genötigt, manch ein gewichtiges Dekret zu erlassen, damit die Glaser „mit allzu fröhlich“ wurden. Uebrigens bildeten die Glasermeister des Schwarzwalds eine einzige große Familie, und die Namen der Thoma, Greiner, Mahler, Sigwart und Schmid finden wir auf jeder der Hütten. War um die Glashütte herum ein tüchtiges Stück Wald abgeholzt worden, die gerenteten Strecken in Wiesen verwandelt oder von den Frauen des Dorfschens mit Kohl oder Gemüse ge-

pflanzt worden, dann hieß es weiter ziehen. Denn lieber brach der Glasmann seinen Ofen ab und überließ Feld und Häuser der Grundherrschaft, als sein Holz auch nur einige Kilometer weit zur Hütte hinzu zu transportieren. Man suchte einen neuen Wald oder auch einen neuen Grundherrn und schloß einen neuen Vertrag.

Aber diesem Freiumherziehen wurde plötzlich Einhalt geboten; durch die Furcht vor dem Holzmann, die im 18. Jahrhundert überall unten in den Städten aufzukommen begann. Galt der Glasmann bisher als ein Pionier der Zivilisation, so sah man jetzt in ihm einen Verschwender des kostbaren Holzes. Die für die Glaser schlimmen Folgen waren, daß das Holz nunmehr rationiert und nur noch Kastenweis zum Verkauf gegeben wurde, ja es kam vor, daß die Regierung eine ganz neu errichtete Hütte stilllegen ließ. Daß bei solchen Maßnahmen sich ein Teil der Meister entschlossen, ihr Gewerbe aufzugeben, um als Bauern auf ihren selbst errichteten Höfen zu bleiben, ist nur zu begreiflich. Damit nahm die Zahl der Hütten selbstverständlich ab. Mit der Erhöhung des Holzpreises ging nun aber auch eine Verteuerung des Glases Hand in Hand. Unsere altmodischen Handwerker waren diesem neueinsetzenden Wirtschaftskampf nicht mehr gewachsen. Es kam noch dazu, daß die siegende Technik des 19. Jahrhunderts auch in der Glasfabrikation die teure Holzfeuerung durch die der Kohle ersetzt hatte und somit eine starke Herabsetzung des Glaspreises bewirkte. Wie aber hätten unsere Meister in einer Zeit, in der es noch kaum Verkehrsmittel gab, die Kohle nach ihren abgelegenen Hütten transportieren sollen? Dieses Gewerbe mußte ja nun geradezu seinen Standort wechseln. Dazu konnten sich die biederen Meister nicht mehr verstehen, und eine Hütte nach der anderen ging ein.

Ein Stückchen Romantik mehr, das uns die Technik raubte.

Karl Widmer / Aus dem alten Durlach.

(Schluß.)

Beim Neubau sollten die erhaltenen Mauern der zerstörten Karlsburg soweit als möglich mit verwendet werden. Rossi's Plan, so wie er schließlich zur Ausführung angenommen wurde, zeigt deshalb eine ziemlich komplizierte Anlage, deren Kern ein großes, um einen inneren Hof gruppiertes Viereck bildet. Den hinteren Ausgang sollte der in die Rückseite eingebaute Prinzessinnenbau als wichtigster Rest der alten Karlsburg bilden. Nach vorn aber, nach der Hauptstraße zu, sollte sich das Schloß nach französischem Vorbild mit vorspringenden Seiten als ein dreiflügeliges Corps de Logis mit einem Ehrenhof präsentieren; so wurde die vielgestaltige Anlage in der Hauptfront zu einer imposanten Gesamtwirkung zusammengefaßt. Von all dem ist aber nur ein kleiner Teil ausgeführt worden. Begonnen wurde mit der Westseite des Schlosses, dem „Kavalierbau“. Dieser besteht aus einem langen Rechteck, das zwischen seinen vier Seiten wieder einen kleineren Innenhof einschließt. Nach hinten setzt er sich in den Kanzleibau fort, an den von der alten Karlsburg der Prinzessinnenbau im rechten Winkel anstößt. 1699 war der Bau soweit fertig, daß der markgräfliche Hof vorläufig unterkommen konnte. Gleichzeitig wurde der neue Marsall hinter dem Schloß gebaut (wobei die Fensterumrahmungen aus dem Gottesauer Schloß ausgebrochen und in die Fenster des Marsalls eingesetzt worden sind!). Dann aber brach die Bautätigkeit am Durlacher Schloß wieder ab. Der spanische Erbfolgekrieg brach aus und brachte dem Land wieder neue Lasten an Kontributionen und Einquartierungen. Inzwischen starb Friedrich Magnus (1709) und sein Nachfolger Karl Wilhelm gab die Baupläne seines Vorgängers endgültig auf. Er zog es vor, auf frischem Boden eine neue Stadt zu gründen, die im Sinn und Geschmack ihrer Zeit etwas Vollkommenes werden konnte. So entstand Karlsruhe im Jahre 1715.

Das Durlacher Schloß aber blieb ein Fragment, bei dem Teile eines unvollendeten Neuen mit Resten eines zerstörten Alten notdürftig zu einem Ganzen vereinigt sind. In dieser Form, aus dem Zusammenhang des vom Künstler geplanten Werkes herausgerissen, macht es allerdings einen nüchternen, künstlerisch unbedeutenden Eindruck und man muß sich die Rossi'schen Ideen schon nach seinen hinterlassenen Plänen und Skizzen ergänzen. Einen Begriff von der Schönheit des Rossi'schen Entwurfs gibt uns namentlich eine von seiner Hand gezeichnete Ansicht der Hauptfront, die sich im Besitz der Karlsruher Kunsthalle befindet*).

Das Schloß war übrigens noch bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts von Ruinen der alten Karlsburg umgeben. Diese wurden dann abgeräumt und an der Ostseite des Platzes eine städtische Straße (die jetzige Leopoldstraße) angelegt. In der Ecke der Hauptstraße stand bis dahin noch die ehemalige Münze; 1811 wurde an ihrer Stelle das Gasthaus „Zur Karlsburg“ im Weinbrennerstil (jetzt ein Bankgebäude) errichtet, in das auch noch Teile vom alten Schloß (s. B. ein Treppenturm) verbaut sind. Das Schloß selbst wurde später Kaserne und der Schloßplatz wurde in einen Exerzierplatz umgewandelt. Damit war von

*) Eine Kopie davon hat Rott in „Kunst und Künstler“ (S. 149) veröffentlicht, der auch eine genaue Baugeschichte des neuen Schlosses gibt, die dann noch S. D. Nöbger in einem Aufsatz in „Euz- und Pfinggau“ (Karlsruhe bei W. Braun, 1915) ergänzt hat. Wer sich also für nicht ausgeführte Bauprojekte interessiert, wird hier das Nötige finden.

dem Glanz der ehemaligen Karlsburg der letzte Schimmer verschwunden.

Ein besseres Denkmal der Markgrafenzeit als das Schloß selbst ist uns heute noch in dem Durlacher Schloßgarten erhalten. Dieser ist gleichzeitig mit dem Beginn des neuen Schloßbaues von dem Hofgärtner Jakob Lang an Stelle des verwüsteten alten Schloßgartens angelegt worden. Der Garten wurde, abweichend von den Regeln der damaligen Schloßbaukunst, nicht auf die Mittelachse des Hauptgebäudes gerichtet, sondern ist aus Raum Schwierigkeiten, die das ansteigende Gelände bereitete, seitwärts mehr in die Flucht des westlichen Flügels gerückt worden. Im übrigen wurde er im Geschmack der herrschenden französischen Gartenkunst ausgeführt: ein „Stilkarten“ mit geraden Alleen, lebenden Wänden, Rasen- und Blumenparterre, Bosketten usw. In diese ursprüngliche Form des Gartens erinnert heute noch die geradlinige Allee, welche der östlichen Gartenmauer entlang läuft. Im Lauf der Zeit sind freilich die Linien der alten Gartenarchitektur durch das Auswachsen der Pflanzen mehr oder weniger vernichtet worden. Schmerzlicher aber als die Natur hat in dem ursprünglichen Stil des Gartens im Anfang dieses Jahrhunderts eine Restaurierung im Sinne der modernen „Landschaftsgärtnerei“ eingegriffen; dabei ist unglücklichlicherweise auch die ehemalige Naturbühne, auf der im 18. Jahrhundert noch von den Prinzen und Prinzessinnen des Hofes Theater gespielt wurde, abgetragen und in einen künstlichen Rasenhügel verwandelt worden. So hat auch der Garten von dem Reiz seiner historischen Stimmung das Beste verloren.

* * *

Mit der Verlegung der Residenz und der Gründung von Karlsruhe war die Glanzzeit von Durlach vorüber. Doch blieb die Stadt als solche der neuen Residenz an Einwohnerzahl und Größe noch das ganze 18. Jahrhundert hindurch überleben. Karlsruhe wurde der Sitz des Hofes und der Behörden, Durlach blieb die bürgerliche Hauptstadt, die Stadt des Handels und Gewerbes. Hier sind denn auch im 18. Jahrhundert noch jene Industrien gegründet worden, wie sie unter dem Schutz der landesherrlichen Privilegien damals in allen deutschen Ländern aufblühten. Die wichtigste darunter ist die Durlacher Fayencefabrik, die 1749 von Johann Adam Denckler aus Pforzheim gegründet worden ist und bis 1842 bestanden hat. Ihre berühmtesten Erzeugnisse sind die Weinkrüge, die man als Andenken und Gelegenheitsgeschenke namentlich für Hochzeitspaare, mit dem Bildnis des Schenkenden oder Beschenkten geschmückt, an Freunde und Angehörige zu geben pflegte. Heute sind sie ein gesuchter Gegenstand für Sammler und Museen. (Vgl. darüber Just. Brindmann: „Beiträge zur Geschichte der Töpferkunst in Deutschland“ und Karl Friedrich Gutmann: „Die Fayencefabrik Durlach“.)

Eine andere Gründung im Stil der wirtschaftlichen Experimente des 18. Jahrhunderts war die Durlacher Seidenkompagnie. Sie ist 1747 durch Postmeister Herzog, Apotheker Häuser u. a. ins Leben gerufen worden. Die Gesellschaft betrieb Maulbeer- und Raupenzucht, Seidenweberei und Färberei und die Herstellung von Seidenwaren. Die Markgräfin Karoline Luise, die gelehrte Gemahlin Karl Friedrichs, die sich auch für die Seidenzucht interessierte, schenkte der Gesellschaft aus den fürstlichen Gärten Stecklinge für ihre Maulbeerpflanzungen und

legte auch selbst eine solche auf dem Millisfeld an. Schließlich ging aber die Durlacher Seidenzucht, wie überall in Deutschland, am Klima zugrunde. 1794 löste sich die Kompagnie wieder auf und auf ihrem Anwesen wurde das Amalienbad angelegt. Das Amalienbad bestand noch bis in unsere Tage als eine beliebte Gartenwirtschaft, bis sie schließlich von dem Riesenkomplex der Griebnerischen Maschinenfabrik verschlungen wurde.

Auch die berühmte Orgelfabrik der Familie Voit stammt noch aus dem 18. Jahrhundert. Ihr eigentlicher Gründer ist der Durlacher Orgelbauer Georg Markus Stein. Er hat 1770 das jetzige Stammhaus in der Herrenstraße von den Erben des Geheimen Rates Koch gekauft (nach dem Kaufbrief vom 5. Februar 1770 in den Voitschen Familienakten). 1794 zog der Orgelbauer Volkmar Voit aus Schweinsfurt nach Durlach und heiratete hier die Tochter Steins. In dessen Familie erbte das blühende Geschäft dann bis zu seinen heutigen Nachkommen fort.

Erst im Lauf des 19. Jahrhunderts wurde Durlach von Karlsruhe auch im Handel und Gewerbeleben überflügelt. Die Entwicklung der neuen Hauptstadt entzog dem Durlacher Handwerk allmählich den Boden. Die Einwohner wandten sich wieder mehr ihrem ländlichen Berufe, dem Ackerbau, und vor allem dem Gar-

ten- und Weinbau zu. Sie lebten jetzt zum großen Teil davon, daß sie die benachbarte Residenz mit Obst und Gemüse versorgten. Für die Karlsruher wurde Durlach mit seiner unberührten Landschaft auch ein beliebtes Ausflugsziel. Der Weg durch die berühmte Pappelallee war damals noch ein richtiger Spaziergang über Land, als noch keine Fabrik das Landschaftsbild verunstaltete und kein moderner Straßenverkehr die Gemütlichkeit des Fußwanderens störte. Für Einkehr sorgten vortreffliche Wirtschaften im Stil des guten, alteingesessenen Weinhauses, wie es jetzt aus der Umgebung von Karlsruhe immer mehr verschwindet.

Mit dem Ende des 19. Jahrhunderts aber kam in der Entwicklung von Durlach wieder ein neuer Umschwung. Die moderne Industrie zog ein und brachte auch für Durlach eine neue Zeit. Die Fabrikstadt Durlach entstand. Auf ihr beruht heute der Schwerpunkt von Durlachs wirtschaftlicher Bedeutung. Je mehr sich freilich Durlach zu einer solchen auswächst, desto mehr verliert es auch von dem, was einst den Reiz dieser alten Stadt ausgemacht hat: mit der Industrie bringt im Leben wie im ähneren Bild der Stadt auch all das Hässliche ein, was mit der modernen Entwicklung unvermeidlich zusammenhängt.

(Der in der vorigen Folge dieses Aufsatzes erwähnte Thomas LeFebvre ist so zu lesen, nicht Lesebore.)

Paul Gasser / Deutscher Herbst.

Anstatt der Welt nachzulaufen und überallhin zu reisen, kann man an seinem Ofen kleben und auf das allein achten, was herankommt an einen — das ist auch so eine Art, die Welt und ihre Dinge zu sehen und zu durchreisen. Diese Art ist gut besonders für Leute, die wenig Geld, doch viel Geduld haben (und solche gibt es in deutschen Ländern), und vielleicht ist es keine so schlechte Art. Denn zu Trotz allen Reisebüros, Fahrplänen, Bescheinigungen — was für geringe Sachen erreichen wir im Grunde mit Autos, Eisenbahnen und Schiffen. Da bleiben die funkelnden fernen Nachtgestirne, die höher fliegen als alle Luftschiffe, und bleibt ihr Gegenstück, der Mikrokosmos, der nicht mit Hundert und zweihundert Kilometern zu durchfahren ist. Und da ist das gesamte historische Geschehen, überhaupt die riesige, riesige Bücherwelt, die nicht vor, die hinter unseren Fenstern liegt.

Jetzt eben reisen wir miteinander in dieser zweiten, bescheidenen und philosophischen Art durch die Welt. Wir machen alle zusammen, nach unsern mannigfachen Sommerreisen, die gemeinsame große Fahrt in den Herbst und in den Winter hinein, und da bleibt sich's so ziemlich gleich, ob mit Auto oder ohne, ob mit großen Vakanzten oder bloßen knappen Feiertagen, ja Feiertagen. Überall alpenwärts hängen jetzt Wälder, Gärten und Felder ihre Fahnen aus, allertage, in gelb, grün, weinrot und rostrot. Im schönen Süden, so am blauen Mittelmeer, soll das immer der gleiche Krimskrams sein von grünem Laub und grünem Blatt mit immerlebenden Fröschen; bei uns doch ist's eine richtige Fahrt ins Weite, ins Unbekannte hinein, das eine ganze Weile hinten in der Türkei, oder in Persien blieb, nun aber zu uns herüberwechselt und uns ein sommerlich Weltbild gründlich genau verpinselt. Zudem ein jeder Tag auch sich anders anläßt als Vorgänger und Nachtreter, scheint's zudem ein Schweifen ohne Ende; da ist einmal Nachsommer und das Herz

voller Lustgefang wie bevor, und wiederum ist's Vorwinter mit Schneewolken und kalter, wehender Trübsal; heute blau mit Schwebeln in tönenden Sonnenuntergängen, morgen grau mit vorausgenommenen Schummerstunden, durch die ein Tag hindurchtropft langsam, still, feierlich. Mir scheint, jetzt eben erlangt unsere gemäßigte Zone, die sicher manch Schönes entbehrt, den Lohn für ihre Mäßigkeit, die ja eine Tugend ist. Die Welt wandelt an unserm Stubfenfenster hin wie an einem Himmelfenster vom Sommer zum Winter, von Süden zum Norden hinauf, wie eben nur eine Welt das vermag; wir aber dürfen nichts als gucken und diebisch uns freuen der anrückenden nordischen Daseins- und Ofenbehaftigkeit, die über Not und Grauen schwer genug heraufwuchs. Einmal muß doch alles das schrecklich und tödlich gewesen sein und ein Hinsinken der Kreatur in Nacht und Schlaf wie im Märchen, dem vom Dornröschen und dem vom hinterlistig erlegten Baldu. Noch immer sehen wir ja das ganze grüne Sein hinwelfen, und sehen immerzu die Tierwelt alle Schliche erproben, um sich nun auch durchzuschlagen: die einen beschaffen sich einen Winterpelz, andere verschwinden aus dem Bilde, wie Dachs und Frosch; die Vögel fliehen, oder sie führen, nach ihrer Sommerlust, ein Jammerdasein. Feldmäuse ziehen nach der Stadt, Feldtauben sammeln sich um eine Mühle: die Welt verengt sich zusehends. Junge Katzen laufen uns zu und Wanderbrüder betteln um warme Suppen, die sie zuvor verachteten.

Eine allgemeine Angst und Unruhe geht durch ein Dasein, dem wir mit entstammen; wir aber können stille sitzen unter der Tür und all dem zuschauen. Nicht mehr brauchen wir uns ängsten. Die große Reise in den Winter hinein läuft uns als ein riesiges Filmband; wir aber stellen einen kleinen Herbsttrauf dazu und sind zufrieden, daß für uns dies Reisen gemächlich verläuft, ins eigne Haus hinein, ohne Sorge, ohne große Ängste, Not und Tod.

Bernhard Bender / Das Wartezimmer.

Man muß selber einmal in diesem Zimmer gewartet haben, gewartet haben voll Angst, Erwartung und innerem Beben, mit hellen Tropfen auf der Stirne und den kleinen nervösen Schritten, zu denen einem die Spannung zwingt. Es sind selten nur einige Wartende da, immer sind es ein Duzend oder zwei, die um die zerkrachten Tische auf den fleckigen, abgerutschten Bänken sitzen oder ebenfalls auf einem abgemessenen Raume hin und hergehen wie Bären in einem Zwinger. Meistens sind es bartlose, sorgfältig rasierte Gesichter, welche auf gestärkten Hemdkragen steif ruhen und in eine Ecke gerichtet sind, Gesichter mit kurzschichtigen Augen und mächtigen Hornbrillen, Gesichter mit leise schwebenden Stirnen.

Aus dem ganzen Lande sind Wartende da. Sie bringen den Duft des großen Waldes mit, der sich dunkel längs der großen Ebene hinstreckt oder die Kühle des glänzenden Sees im Süden. An ihren gebügelten und aufgefrischten Kleidern hängt noch der Geruch, der jedem anhaftet, der eine weite Strecke mit der Bahn fahren muß. Kaum daß sie leise miteinander über alltägliche Fragen und Angelegenheiten ein paar Flüsterworte tauschen. Als ein Schemen steht vor ihnen der nächste Augenblick mit seiner Entscheidung über „Sein oder Nichtsein“.

Es ist ein hanges Warten im Wartezimmer der hohen Landesregierung.

Das Zimmer ist wohl der finstere Raum im ganzen alten Gebäude, das ein kalter, den Nutzen berechnender Meister erbaut hat. Die Wände sind mit einer Tapete bekleidet, deren Farbe undefinierbar ist. Sie ist herzlos, freudlos und bietet dem gequälten Auge keinen ruhenden Halt. Die Decke ist schmutzig-grau, seit Jahren nicht mehr geweißt und von einem olivenfarbigen Balten zerschritten. Zwei oder drei verstaubte Lampen mit grün gewordenen Glaskschirmen hängen herab, teilweise ohne Birne. Die beiden Tische sind wie aus einer Kumpfkammer genommen, sie

sind zerkratzt und abgegriffen. Auf dem einen steht ein seit Jahren ausgetrocknetes Schreibzeug, zu dem die Deckel fehlen. Ein Kleiderständer, belastet von Mänteln aller Art, deckt die staubige Ecke, in der graue Spinnweben zittern. Zwei Fenster mit zerklüfteten und zurückgezogenen Vorhängen spenden nur spärliches Licht. Sie gehen auf einen schmutzigen Hof hinaus, welcher von Mietkasernen und trostlosen Bureaubauten eingeraht ist. Ein Schlot steht gerade gegenüber und qualmt von einem dicken, schweren Rauch, der sich langsam über die Dächer wälzt und den grauen Regenhimmel noch mehr verdüstert.

Die blaugekleideten Diener haben fest zu laufen, denn es ist heute ein besonderer Zulauf; vom frühen Morgen schon hat das Kommen nicht ausgehört. Sie gehen hin und her auf dem teppichbelegten Flur, am Vorzimmer vorbei mit ihren knarrenden Schuhen und immer haltenden Schritten. Gespannt lauschen die Wartenden hinaus, ihre Augen auf die Türe richtend, zu der von Zeit zu Zeit einer der Blaubefragten den Kopf hereinstreckt und einen Namen und eine Nummer ruft. Dann geht ein Ruck durch alle. Alle Blicke messen den Außerufenen und alle Lippen wiederholen unwillkürlich den Namen. Der Genannte aber fährt von seinem Sitz auf, greift nervös nach seiner Mappe und verschwindet mit hochgerötetem Kopfe durch die offengebliebene Türe.

Eine Weile hat diese Unterbrechung die Spannung gelöst, Stimmen werden laut, ein kurzes Lachen huscht durch den Raum, dann tritt wieder die ängstliche Stille ein, jeder Laut kriecht in sich, wie die Schnecke in das Haus und nur die nervösen Schritte, ein rasches Schnaufen oder leises Flüstern ist noch da.

Für heute gehöre ich selber zu diesem Bilde. Und das hat seinen guten Grund.

Auf diesen dunklen, abgefärbten Tapeten zeichnet sich mir ein Gemälde ab, leuchtend von sonnigen Farben, lodend mit wonniger Lust. Durch ein lachendes Kornfeld mit reifem, azurem Him-

mel wandelt eine Frauengefalt, gekleidet in dustiges, fließendes Weiß, Goldböpie um den Kopf geschlungen, ein altes Lied auf den Lippen und hellblauen Augen, die mir entgegenlachen: „Halte Dich brav und bringe uns Erfüllung unserer Träume!“

Es sind herrliche Träume!
Endlich tritt der Diener wieder herein und ruft: „Herr X. Nummer dreiunddreißig, bitte!“

Einen Augenblick lang bin ich Gegenstand der allgemeinen Bewegung, Gegenstand von heiß ausleuchtendem Neid, von schwerem Kopfschmerz, Gegenstand von Verwünschungen und Verwunderungen, mein Name rinnt von Lippe zu Lippe fast hörbar und gräbt sich für lange Zeit in die Gehirne der Wartenden, um bei späteren Erinnerungen wieder prompt mit aufzutreten und Anlaß zu geben zu den Ausrufen: „Da war auch einer . . . Woher ist er mir nur bekannt?“

Ich gebe indessen meinem zitternden Herzen einen Ruck: „Nur los, es muß alles recht werden“, und enteilete mit raschen Schritten dem ungastlichen Zimmer auf den mit einem billigen Teppich belegten Flur. Eine Schar Diener und Sekretäre, Schreiber und Rechner eilen schemengleich an mir vorbei und verschwinden in lautlos aufgemachten und wieder sich ebenso schließenden Türen; es ist eine gespenstige Welt. Ich suche die angegebene Nummer auf den zahlreichen braungefärbten Türen, welche in gerader Linie zur rechten Hand wie eine Reihe Soldaten stehen. Kleine weiße Kärtchen mit feingestochenen Namen stehen dort, Namen, an denen Lebensentscheidungen hängen. Da kommt die gesuchte Tür, hinter welcher mein Geschick liegt.

Ein tiefer Seufzer . . .
Im nächsten Augenblick stehe ich vor dem dunkelgekleideten Mann, der meinen Wunsch zum Leben, den Traum zur Wahrheit erwecken kann.

Tief sitzt er in seinem bequemen Sessel, lässig zurückgebeugt, den goldenen Kneifer in der aufgestützten Rechten, mit der Linken aber blättert er in einem Aktenbündel und wiegt dabei mechanisch, wie in Ueberlegung, den Kopf. Eine düstere Stille liegt in diesem Zimmer, nur vom Ticken einer Standuhr unterbrochen.

Endlich erhebt er seine Augen, setzt den Kneifer auf die Nase und schlägt ein Bein über das andere. Meine Faust ballt sich fester, jetzt, jetzt wird es sich entscheiden.

Gemächlich streicht er sich über den graugesprenkelten Bart, rückt noch einmal den Kneifer zurecht und beginnt: „Na, Sie wollen also heiraten?“ Mein „Ja“ kommt gequält aus meiner Kehle, mühsam und mit überschlagender Stimme.

Er macht eine Pause, um eine Fliege von seinen Akten zu jagen. Ich höre mein Blut in den Schläfen rauschen.

„Schön!“ beginnt er wieder. „Sie sind aber noch recht jung . . .“ „Erlauben Sie Herr . . .“, setzte ich dagegen . . .

„Schon gut, schon gut!“ schneidet er ab, während mir die Funken vor den Augen tanzen und ich Anstalten mache, meinen Wunsch als ein unerfüllbares Hirngespinnst anzusehen.

Er macht wieder eine Pause, um seinen Kneifer herabzulegen und wieder aufzusetzen.

„Sie wollen also,“ setzte er wieder bedeutungsvoll an . . . „Gewiß!“ . . .

„Sie wollen also,“ wiederholt er schärfer, „Ihre jetzige Stellung gegen N. vertauschen. Es dürfte . . . es dürfte wohl . . . kaum . . .“ (Pause, in der mein Herz zu stehen droht), na, es dürfte für Sie wohl kaum Schwierigkeiten erwachsen. Wir wollen sehen!“ Gnädig nickt er mir zu.

Ein Taumel bricht über mich herein, Feuer schießen in mein Gesicht, Augenblicke lang kreist das Zimmer um mich, die Uhr, der Schreibtisch, der Allgewaltige, alles durcheinander.

Ich stammele etwas von Dank, suche den Türgriff am falschen Ort und stehe wieder im düsteren Flur.

Einen Augenblick noch und ich habe mich gesammelt.

Würdig schreite ich den Gang zurück und in das Wartezimmer. Fragende Blicke ruhen auf mir, Blicke, die mich heken, meine Sachen so schnell als möglich zusammenzuraffen, Blicke, die brennend auf mir lasten, bis ich an der Tür bin.

Da tritt einer zu mir und fragt mich feuchend: „Wie ist er aufgelaßt?“

„Göttlich,“ entgegne ich ihm, „menschlich,“ wollte ich sagen.

Der rasselnde Zug krencht schneidengleich dahin. Er hämmert: „Was wird sie sagen? Was wird sie sagen?“

Es war eines meiner größten Erlebnisse.

Adolf Bräuninger / 's Christkindale.

Mit der Adventszeit kommt mir alljährlich wieder die Erinnerung an einen eigenartigen Bescherungsabend vor 35 Jahren. Dreimal schon hatten damals die Strahlen der Weihnachtslichter unser junges Eheglück vergoldet; aber beim viertenmal sollte ein leibhaftiges Christkind der heiligen Nacht erst die volle Glorie geben. Das kam zwar nicht mit unserem Willen; denn meine Lina stimmte wie in den meisten Fällen, so auch darin mit mir überein, daß man den Kindern kein greifbares Christkind vorführen solle. Doch unsere damalige, bereits im sechsten Jahr bei uns im Dienst stehende Magd Marie wollte es anders. Mit der Pünktlichkeit einer Weckeruhr begrüßte sie vom 1. Advent ab meine Frau allmorgendlich mit der Frage: „Geliet Se, ich derf des Johr bei Ehne 's Christkindale mache?“ Und wie feier Tropfen den härtesten Stein höhlt, so ließ sich auch schließlich das Herz meiner Frau erweichen, und mit dem Hinweis darauf, daß unser Mariete außerlich zwar keinem Engel gleiche, aber doch ein goldreines, ehrliches „Schwovemädle“ sei, erlangte man auch bei mir die Genehmigung dazu, daß sich unser braves Nischenputzlein einmal auch als hehre Lichtgestalt zeigen dürfe.

Von da ab erschien Mariete jeden Morgen einige Minuten früher in der Küche und schmetterte beim Kaffeemahlen mit heller Stimme: „D du fröhliche“. — Meine Lina aber schneiderte emsig aus düstigen weißen Stoffen das Engelsgewand, wozu sogar der in der Tiefe einer Truhe ruhende einstige Brautschleier geopfert wurde. Ja, ich selber verfertigte eine schimmernde Goldkrone mit funkelnendem Stern. Die Stimme unseres Mariete wurde täglich etwas höher, so daß wir vermuteten, sie könne bei der Durchführung ihrer Glanzrolle am Ende die berühmte Bianca Bianchi erreichen oder gar noch übertreffen. Wiederholt wurde auch unsere Christkind-Anwärterin dabei überrascht, wie sie vor dem Spiegel schrank stand, ihr Oberkleid an beiden Seiten mit Daumen und Zeigefinger hierlich hoch hielt, den breiten Mund zum kucklich süßen Engelsmündchen spitzte und ihrem Spiegelbild freundlich grünelnd zunickte.

Karlchen, unser dreijähriger Sprößling, war selbstverständlich durch das kommende „wirkliche“ Christkind entsprechend vorbereitet und deshalb in begreiflicher Erwartung. Endlich war der heiß ersehnte Tag erschienen. Mariete leitete ihn morgens früh

damit ein, daß sie die Milch bis zur Hälfte überlaufen ließ, sich die Finger der rechten Hand verbrannte und mit dem vollen Pöb-eimer über den frisch gewaschenen Parkettboden stürzte. Doch bei allem Mißgeschick lächelte sie mit Schmerzverleugnung: „'s macht nix!“

Die Sonne sank. Feierlich verkündigten die Glocken den Beginn der heiligen Nacht. In unserm kleinen Familienkreise war die Spannung bis zur Siedehitze gestiegen. Karlchen fängt an zu zappeln. Endlich ertönt die Klingel. Wir öffnen die Tür und führen unsern Stammhalter in den lichtdurchfluteten Festraum. In einer Zimmerecke der strahlende Christbaum. Doch auf der Schwelle der gegenüber liegenden Türe das leibhaftige Christkind, unsere Marie: steif und unbeweglich, einer Wachfigur in Ostans Panoptikum gleichend. Eine peinliche Minute verstrich. Das Christkind wollte offenbar mäßlichst lange in dem Hochgefühl schwelgen, daß es als himmlische Erscheinung gleich dem Engel bei Bethlehems Hirten vor uns stand. Endlich kommt Leben in das Christkind. Es macht einen tiefen, tiefen Knicks, den es 2, 3, 4, 5 mal wiederholt. Dann trippelt es unhörbar auf seinen weißen Strümpfen direkt auf unsern Sprößling zu, wiederholt vor dem Kinde seine ehrfurchtsvollen Knidie und öffnet dann seinen himmlischen Mund in unverfälschtem Schwäbisch zur feierlichen Anrede: „Grüek Gott beisammen! Gneten Awend alle mit-einander! I den 's Christkindale. Grüek Gott, liabs Karle-mandale! Komm her und gib mer e Batschhandale! Brautsch dich gar netta vor mir fürchte, Karlemandale!“ — War es uns Eltern bei solcher Engelsbotschaft schon schwer geworden, würdevolle Ruhe zu heucheln, so war es plötzlich mit aller Feierlichkeit vorbei, als unser Karlchen dem Christkind herzhast näher trat, mit frevelnder Hand den Schleier auseinander zog und lachend sagte: „Du bist kein Christkind; du bist doch unsere Mawie!“

So nahm unsere Weihnachtsfeier zwar keinen weihewollen, aber doch heiteren Verlauf. Auch unsere „Mawie“ gab sich zufrieden, daß sie ihre Rolle so gut gespielt hatte, und wunderte sich nur darüber, „wie es an nur möglich awea sei, daß des Klein Kende sie an der Stemm kennt hätt, wo sie doch so ideen deutlich sichwächt hätt“. Seither hatten wir kein „Christkindale“ mehr.

Gunther Mall / . . . Und dieses hat mich frei gemacht.

Es flammt ein Licht, das nie zum Worte ward,
Seit über Lippen Klang und Laute heben,
Seit Seelenflammen über Wolken streben.

Der tiefsten Tiefe nur geoffenbart,
Um, kaum geahnt, ins Dunkel zu entschweben:
Dem Tode Tod und Ewigkeit dem Leben!

Dies rief mein Glück, als einst in dumpfer Nacht
Die frühen Sterne wie ein Traum versanken,
Als ich nur Enge fand und Tod und Schranken.

Und . . . dieses hat mich frei gemacht.